

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1913

201 (29.8.1913) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 66

Das Vermächtnis.

Von Otto Waldbruder.

Darab, 1. 12.

Mein lieber Freund und Kollege!

Als Du damals nach jener Unglücksnacht mir in der Frühe zur Ablösung ersiehst, warst Du mir ein rettender Engel, der mich aus farrer Verzweiflung erlöste. Noch sehe ich Dich vor mir, wie Du, niedergeschlagen vom eigenen Leid, über die Schwelle des Jahrbüchleins trittst, und bis in den Tod ersproden auf mich zu eltest als Dir meine gebrochene Gestalt bewies, daß hier etwas Zurückbares sich ereignete hatte.

Du hattest damals sofort begriffen, daß der Schreden dieser Nacht mich körperlich und seelisch zugrunde rächen mußte, körperlich infolge meiner somno schwachen Konstitution, seelisch weil ich nie und nimmer die Augenblicke vergessen konnte, in denen durch meine Schuld viele Menschenleben auf dem Spiele standen.

Niemand hat bis heute den eigentlichen Zusammenhang erfahren, und auch Dich habe ich im Unklaren darüber gelassen. Jetzt auf dem Sterbelager habe ich keine Ursache, Dir den wahren Sachverhalt vorzutragen. Ich lege dies Erbe getroßt in Deine Hände, weiß ich doch, daß es gut aufgehtoben ist.

Du erinnerst Dich wohl noch, daß ich schon einige Tage nach meiner Verletzung zum Stationsamt Böggingen meine kaum bezogene Wohnung kündigte, die mein Vorgänger seit Jahren inne hatte. In dem kleinen Städtchen hatte damals meine Kündigung einiges Aufsehen erregt; ich ließ mich jedoch dadurch nicht beirren. Das kleine Landhäuschen in halber Höhe des Schloßberges hatte es mir angetan, und der Besitzer vernietete mir bereitwillig zwei Zimmer.

Wie manche schöne Stunde habe ich dort oben erlebt in Versunkenheit des Anblicks der wundervollen Landschaft, die sich zu Füßen des Berges ausbreitete. Du hast ja oft da oben mit mir die Gegend bewundert. Besonders abends zur Sommerzeit, wenn die Sonne blutrot in das Rheintal untertauchte und dann über das Städtchen sich ein durchsichtiger Schleier legte, verstandest auch Du, warum es mich da hinaufgezogen hatte.

Später gab es noch einen Grund, warum ich in meiner dienstfreien Zeit nie drunter im Städtchen bleiben mochte. Jetzt noch, auf dem Sterbelager, fällt mir ein offenes Bekenntnis schwer. Ich sehe Dich über diese Zeilen gebeugt, wie Du sie aufsunst mit Deinem tiefempfindenden Gemüt und dann — sehe ich Dich mit Entsetzen zurückfahren:

„Anna Slow — War's möglich? — rufst Du. „Mein einziger treuester Freund mußte mir diese Wunde schlagen? — Ich bitte Dich, mich nicht zu verurteilen, bevor Du mich zu Ende gehört hast.“

Hast Du Grund zur Klage? Wies Dich nicht ewig die Erinnerung an sie als an eine Blume, die für einen Sommer aufblühte und dann verschwand? Sie hat Licht und Wärme in so hohem Maße verbreitet, daß immer wieder, auch nach ihrem Verschwinden, der Hauch ihrer gütigen Seele Dich umweht.

Noch entsinne ich mich, als wir beide sie zum erstenmale sahen. Du standest unter der Läre des Dienstzimmers, während ich auf dem zweiten Bahnsieg den Personenzug nach Lorbach abfertigte. Ruhig und sicher entstieg sie dem Zug und ging dem Ausgang zu. Ihr Gesichtchen beschatteten lange, schwarze Wimpern, die etwas wie Trauer über ihre Lippen legten. Wir beide blickten ihr nach, bis sie verschwinden war; wir sprachen dann kein Wort über sie, obwohl wir beide wußten, daß sie die längst angeknüpfte neue Lehrerin war.

Auch sie hat es hinaufgezogen zur Verghalbe und nicht

grünen Bäumen, oder am Waldestrand. Und stehen sich schweigend gegenüber. Denn jeder Kopf denkt doch nun dasselbe: wenn das erst wäre! — Dann müßte man in die stummen Gessichter da drüben hineinschließen, müßte brüllen und kaufen. . . .

Aber es ist kein Ernst. Es ist nur Spaß. Oder man kann auch sagen, daß es „nur“ Frieden sei. Also ist man höflich: die Herren Offiziere, die ihre ganze Existenz nur der Angst vor „dem da drüben“ verdanken, salutieren, vollführen Bewegungen mit ihren Waffen, die für den anderen bestimmt sind, Bewegungen, die wir nicht verstehen, die aber wahrscheinlich eine Ehreung bedeuten, — und man entfernt sich voneinander.

Das war der Feind. Die Jungen haben sich gegenübergestellt — aber keiner wird eine unterdrückte Wut gezeigt haben, — ja, sie auch nur empfunden haben. Denn was hat ihm der Kollege getan, der bei einem anderen Meißer gearbeitet hat? Der Feind? — Am liebsten ginge man hinüber, betastete die andersgearteten Uniformstücke und machte ein Schwäbchen.

Aber hier unterdrückt man die gleichgültige Sympathie, die man für seine Mitmenschen hat, die einem unversehens draußen begegnen, — und markierte achtsungsvollen Saß und Abstand. „Der Feind. . .“

Gener Grenzvorfall zeigt, wie blödsinnig die Idee des Krieges ist. Der Krieg ist keine Idee, schreiben sie, der Krieg ist eine Tatsache, mit der man zu rechnen hat.

Aber der Frieden ist auch eine Tatsache. Und daß sie mit der zu rechnen haben, — dies zu zeigen, ist eine unserer Aufgaben.



Für unsere Frauen.

Die Frauen und die Volksfürsorge.

k. r. Nachdem die gewerkschaftlich-genossenschaftliche Versicherungs-Aktiengesellschaft „Volksfürsorge“ ihren Geschäftsbetrieb aufgenommen hat, wollen wir versuchen, auch das Interesse unserer Frauen für dieses von den Gewerkschaften und den Genossenschaften ins Leben gerufene neue Unternehmen zu wecken. Geben sich doch die privaten Versicherungsgesellschaften jetzt doppelte Mühe, die Frauen für ihre Person oder für die Kinder zum Abschluß einer Versicherung zu bewegen. Ebenso schnell, wie bisweilen die Frauen mandem Meißer gegenüber einen Bestellchein auf Waren — ohne ihn vorher durchzulesen — unterschreiben, geschieht dies mit dem Unterschreiben eines Versicherungsvertrages. Nicht dringend genug kann vor leichtfertigen Unterschreiben gewarnt werden. Da zurzeit die Agenten der privaten Versicherungsgesellschaften alle Hebel in Bewegung setzen, um die durch die „Volksfürsorge“ drohende Konkurrenz abzuwehren, so ist erst recht die Mahnung am Platze, ohne Beratung mit dem Manne nichts zu unterschreiben oder abzuschließen. Ebensovornig, wie eine gemachte Bestellung einseitig zurückgenommen werden kann, ist der Eintritt von einem abgeschlossenen Versicherungsvertrage zulässig. Die Unterschrift bindet auf alle Fälle. Die irrtümliche Ansicht, innerhalb vier und vierzig Stunden oder innerhalb 3 Tagen könne man von einem Vertrage zurücktreten, ist gesehlich nicht begründet.

Was nun die privaten Versicherungsgesellschaften anbetrifft, so haben diese neben der Lebens- und Krankenversicherung, der Unfall- und Haftpflichtversicherung usw. auch die sogenannte **Volksversicherung** eingeführt. Und bei dem letzteren Versicherungszweig zeigt sich, daß in der Regel mehr eingezahlt wird, als wie später nach Ablauf der Versicherungsjahre zur Auszahlung gelangt. Weiter ist dabei die Beobachtung zu machen, daß je niedriger die Prämie, desto mehr eingebüßt wird. Laßt man sich da durchaus nicht von dem mit der vereinbarten Versicherungssumme etwa zur Auszahlung gelangen sollenden „Zins und Zinseszins“ täuschen. Diese von den Agenten vielfach als Gewinnbeteiligung bezeichneten Beträge fallen in der Regel recht gering aus. Es stellt sich nach Ablauf der Versicherungsdauer meistens heraus, daß der Versicherte in den 10 oder 15 Jahren usw. immer noch mehr eingezahlt hat, als er mit dem versprochenen „Zins und Zinseszins“ herausbekommt. Dafür fließt aber den Direktoren und den Aufsichtsratsmitgliedern desto mehr zu. Erfüllt doch z. B. der Generaldirektor Gerstenberg von der „Victoria“ neben einem Jahresgehalt von 120 000 Mark (!) noch zwei Prozent Zantieme von Jahresgewinn. Diese Zantiemesumme hat zuletzt die Höhe von 700 000 M. erreicht. Die „Victoria“ ist die größte derjenigen Aktiengesellschaften, die sich mit der Volksversicherung befassen. Nach der kürzlich erschienenen Versicherungsstatistik pro 1911, herausgegeben vom Aufsichtsrat für Privatversicherung, machte die „Victoria“ bei der Volksversicherung im Jahre 1911 insgesamt 568 040 neue Abschlüsse. An Abgang kamen an Policen durch Tod 31 664 durch Ablauf 166 676, durch Rückkauf 5209, durch Verfall, Verschied. Rückstellungen der Police 250 546 und durch Reubition,

Im Abgang, Uebertragung 1039. Aus der großen Zahl der verfallenen Policen ergibt sich ebenfalls, wie vorsichtig man bei dem Abschluß von Versicherungen sein muß und daß man dabei niemals über seine Einkommensverhältnisse hinausgehen darf. Rißt man die Police vor Ablauf von 3 Jahren verfallen, dann büßt man regelmäßig die eingezahlten Beträge ein. Erst wenn die Versicherung 3 Jahre bestanden hat, kann die Police in eine sogenannte „beitragsfreie“ umgewandelt werden. Je mehr Policen verfallen, desto größere Ueberbüsse haben die Versicherungsgesellschaften zu verzeichnen. So betrug pro 1911 der Ueberbuss in der Volksversicherung bei 10 deutschen Aktiengesellschaften 20 926 339 M. Trotzdem, wie die Versicherungsstatistik hervorhebt, der Zuwachs der Volksversicherung in den letzten Jahren nachgelassen hat, liefen z. B. bei der Volksversicherung noch 7 492 669 Policen. Nicht unerwähnt wollen wir auch die Zeitungsabonnenten-Versicherung lassen. Auch dabei liefen 1 941 759 Policen. Die Arbeiterpresse verwirft die Abonnentenversicherung, und wenn das Wort „Vorrecht“ irgendwo am Platze ist, dann beim Abschluß solcher Versicherungen. Weg mit einer Presse, die sich nur unter Zuhilfenahme marktstreiterischer Melame mit der Abonnentenversicherung retten kann. Wenn man diesen Versicherungszweig ganz und gar verworfen muß, dann in der Hauptsache aus dem Grunde, weil die Versicherungsbedingungen meistens so knifflig sind, daß man viel leichter sein Geld dabei los werden, als bei einem Unfälle oder beim Tode zur Versicherungssumme gelangen kann.

Bei der gewerkschaftlich-genossenschaftlichen „Volksfürsorge“ treffen wir da ganz andere Einrichtungen an. Hier werden keine Riesengebälter, keine Zantiemen und Dividenden gezahlt, sondern der gesamte Ueberbuss wird ausschließlich im Interesse der Versicherten verwendet. An Versicherungen kommen in Betracht: 1. Kinderparversicherung ohne ärztliche Untersuchung für Kinder im Eintrittsalter bis zu sechs Jahren. 2. Kinderversicherung in Verbindung mit Militärdienst- oder Aussteuerversicherung ohne ärztliche Untersuchung für Kinder bis zu 6 Jahren. 3. Volksversicherung ohne ärztliche Untersuchung für gesunde Personen im Alter von 7 Jahren ab. 4. Abgeführte Risikoversicherung mit fallender Versicherungssumme ohne ärztliche Untersuchung für gesunde Personen im Alter von 15 Jahren ab. 5. Sparversicherung für gesunde Personen im Alter von 7 Jahren ab.

Infolge der Einführung der Sparversicherung ist nun die „Volksfürsorge“ im Gegensatz zu den übrigen Versicherungsgesellschaften in der Lage, schon im ersten Jahre des Bestehens einer Versicherung den Verfall fast ganz auszuschließen. Es heißt darüber in den Versicherungsbedingungen: „Erfolgt die Zahlung der Prämien nicht binnen zwei Monaten vom Fälligkeitstag ab, so treten folgende Wirkungen ein: a) ist auf die Versicherung noch nicht eine volle Jahresprämie gezahlt, so wird sie in eine Sparversicherung umgewandelt, wobei die eingezahlten Prämien abzüglich 20 Prozent, mindestens aber von 1 M., dem Versicherten angerechnet werden; b) hat die Versicherung mindestens ein Jahr bestanden und ist die Prämie für diesen Zeitraum bezahlt, so wandelt sich die Versicherung von selbst in eine „beitragsfreie“ um. Nach alledem ist unsern Frauen anzuraten, der von den Arbeitern selbst geschaffenen Einrichtung, der „Volksfürsorge“, die nötige Beachtung zu schenken.“

Literatur.

Umgang mit Kindern. Grundsätze — Winke — Beispiele. — Von Otto Kühle. Verlag der Buchhandlung „Ökonomischer Volkszeitung“. Preis 20 Pfennig.

Die sozialistische Pädagogik ist theoretisch erst in den äußersten Umrissen abgeleitet, praktisch liegt sie noch ganz in den Anfängen. Immer unerträglich aber wird für proletarische Kreise, die zum Sozialismus erwacht sind und seinen Geist auch in der Kindererziehung lebendig werden lassen möchten, die Abhängigkeit von der Tradition der bürgerlichen Pädagogik. Sie gilt es zu überwinden. Genosse Kühle hat die in seiner Erziehungsbeilage bisher veröffentlichten Anleitungen und Beispiele, wie eine praktische Pädagogik im Sinne der sozialistischen Weltanschauung im Hause angebahnt werden kann, gesammelt und in dem vorliegenden Büchlein herausgegeben. Alles ist frisch geschaut, klar gedacht und anschaulich zum Verständnis gebracht. Proletarische Eltern werden für den Umgang mit ihren Kindern aus dem billigen und schmutz ausgestatteten Büchlein viel wertvolle Belehrung schöpfen und Anregungen empfangen.

Eine entzückende Braut-Toilette, ebenso ein Konfirmationskleid kann man sich fast umsonst selbst herstellen, und zwar mit Hilfe der vorzüglichen Vorlagen und dem dazu gehörigen muster-gültigen Schnittbogen, die das tonangebende Weltmodenblatt „Große Modewelt“ mit Federweinste, Verlag John Henry Schmeerin, G. m. b. H., Berlin W. 57, in seiner neuesten fassen erschienenen Nummer seinen zahllosen Lesern darbietet. Preis vierteljährlich 1 M.

Aber auch für sie kam die Stunde, wo ihr klar wurde, daß ihr Herz nur für den Einen schlug, während ihr Gefühl für den andern nur Hochachtung und wärmste Freundschaft war.

Heute mittag auf dem Wege nach meiner Behausung war sie mir begegnet; bei meinem Anblick war eine jähe Röte in ihr blaßes, schmales Gesicht getreten. Sie reichte mir die Hand und sah mich voll an: „Herr Weber“, sagte sie, „ich freue mich, Sie zu treffen, um Ihnen zu sagen, daß ich auf einige Zeit nach W. versetzt bin, um dort eine franke Lehrerin zu vertreten. Ich kann mich nur gleich bei Ihnen verabschieden, da ich heute abend 10.40 Uhr schon reise. Bitte grüßen Sie auch Herrn Rang.“ Wieder ein flüchtiges Erröten und verschwunden war sie.

Dieser Begegnung gedachte ich nun, als ich mich aus dem Fenster lehnte. Seit Wochen verging keine Minute, ohne daß ich mich im Geiste mit ihr beschäftigte. Und nun hatte dieses Zusammentreffen heute wieder aufs neue ihr Bild in mir wachgerufen. Ich faßte den Entschluß, sofort nach ihrer Rückkehr ihr rückhaltlos zu erklären, wie es um mich stand. Auch an Dich dachte ich, lieber Freund, und nahm mir vor, mich bei passender Gelegenheit offen mit Dir ausgesprochen. Daß es nicht geschah, ist nicht meine Schuld; das Schicksal wollte es anders.

Als ich um 8 Uhr Dich ablöste und wir kurz und streng sachlich den Dienst übergeben hatten, schien es mir, als ob Du noch etwas auf dem Herzen hättest. Ich kam Dir entgegen: „Von Fräulein Anna soll ich Dich grüßen, sie verweist auf einige Zeit.“ Ich sah, wie Du zusammenzucktest. „Otto“, bat ich Dich, „seit Wochen ist in dem Verkehr zwischen Dir und mir eine Veränderung eingetreten; laß uns doch wieder die Alten sein.“ Du reichte mir warm die Hand. Und dann hörte ich von Dir, daß Du um ihre Hand angehalten, und nicht im Zweifel siehst, ihr Jawort zu erhalten.

Was damals in meinem Innern vorging, wirst Du erst heute ermessen können. Raum fand ich die nötigen Worte, Dir zu Deiner Wahl meinen Glückwunsch auszusprechen. Daß angeichts der anscheinend vollendeten Tatsache ich mich scheute, Dir zu bekennen, welchen Stoß mir Deine Erklärung verfehlt hatte, wird Dich kaum wundern.

Was galt mir mein Leben ohne sie? Ein Sturm durchbrauste mein Inneres. Mit einem Schlage hatte ich Geliebte und Freund verloren. Raum war ich imstande, meinen Dienst zu machen. Der Telegraphenapparat tickte gebieterisch sein „Gg“, am Distanzapparat klingelte es, das Telephon läutete. „Schnellzug 43 20 Minuten später“, meldete es auf der Leitung. Aus dieser Verpätungsanzeige ersah ich sofort, daß der hier fahrplannmäßig kreuzende Personenzug bis Lorbach vorfahren könne und ordnete sofort das weitere an.

Für den abläutenden Personenzug stellte ich am mechanischen Blockwerk auf Einfahrt und wollte gerade auf den Bahnsteig treten, als Du vor mir standst, um mir mitzuteilen, daß Du für sie die Fahrkarte lösen wolltest. Deine Mienen ließen mir keinen Zweifel, daß Du eine zuzagende Antwort von ihr erhalten habest. Auf dem Bahnsteig ging ich erst kurz vor Abgang des Zuges, um dem Zugführer die Abfahrtsurlaubnis zu erteilen. Ich sah, wie Du ihr in den Zug halfst, und ihr nochmals die Hand reichtest. Als der Zug langsam aus dem Bahnhof fuhr, lehnte sie müde am Fenster. Ich grüßte sie stumm, doch sie streckte mir die Hand entgegen und sah mir bittend in die Augen. Lange sah ich ihr nach; die ersten Schlussignale des Zuges ertönen kleiner und kleiner, und verschwanden schließlich im Dunkel der Nacht.

Einer unserer Bahnhofsarbeiter trat an mich heran: „Herr Assistent, der Schnellzug“. Jetzt kam Leben in mich; in ein paar Sätzen war ich im Büro und am Telegraphenapparat: „RRRR“ keine Antwort. Es war ja noch Zeit, der Schnellzug hatte noch nicht abgeläutet. Ich sank auf den Stuhl neben dem Telegraphenapparat und versuchte mit allen Mitteln meine Gedanken von der Begebenheit der letzten Stunden abzulenken. Alles war so unklar. Auf der einen Seite bewies mir Dein Verhalten, daß Du eine zuzagende Antwort erhalten hattest, auf der

andern Seite war es doch auffällig, wie herzlich sie mir die Hand entgegengetreten hatte.

Ich ahnte ja nicht, daß in derselben Stunde, in der ich Dich um Dein Glück beneidete, Du mit einer unheilbaren Wunde im Herzen heimkehrtest. Dein sofortiges Entfernen vom Bahnhof, ohne mich, „Gute Nacht“ zu sagen, hatte mich gerade in meiner Ansicht bestärkt, daß Du eben im Uebermaß des Glückes den Gruß vergessen hattest. Alle diese Gedanken gingen mir durch den Kopf; ich war ihnen gegenüber machtlos. Meine Hand lag am Lafter des Telegraphenapparates und tickte von Zeit zu Zeit: „RRR“. Da schlug der Schnellzug von Hausenberg ab. Die Fahrzeit desselben betrug 4 Minuten; ich mußte also suchen, in dieser Zeit unbedingt freie Strecke für ihn bis zur nächsten Station zu erhalten, wenn ich nicht den Schnellzug vor dem Signal zum Halten bringen wollte. Letzteres sollte möglichst vermieden werden; kürzlich war wieder eine Verfügung von der vorgelegten Behörde eingegangen, die Strafe in Aussicht stellte, wenn durch Verschulden der Schnellzug vor dem Signal anhält.

Der Personenzug mußte meiner Berechnung nach längst in Lorbach angekommen sein. Aber immer noch gab diese Station keine Antwort. Jetzt war die höchste Zeit. Die dienstliche Inanspruchnahme ließ mich auf Augenblicke alles andere vergessen. Ich klingelte am Telephon: „Keine Antwort. Da endlich am Telegraph: „L. hier.“ Ich frage: „Schnellzug?“ „Mein warten“, gab es zurück in großen, deutlichen Zeichen.

In diesem Augenblick fauste es draußen durch den Bahnhof: ffffffff — ich traute meinen Augen kaum — der Schnellzug! — Ein Blick auf das Blockwerk belehrte mich, daß ich vergessen hatte die Signale, die noch für Ein- und Ausfahrt des Personenzuges standen, zurückzunehmen.

„Gott im Himmel“, stöhnte ich. Wie ein Blitz fuhr es mir durch den Kopf: 1½ Minuten Fahrzeit von hier bis Lorbach und der Personenzug noch unterwegs. Ein Griff auf die Tasten des Läutewerks, drückte dieselben nieder, die andere Hand drehte die Kurbel: „Bim, Bim, Bim.“ „Sechsmal dieselbe Anzahl von Glockenschlägen“ belehrte mich die hinter dem Läutewerk befindliche Tafel. Es war ja Unsinn; bis die Wärter verstanden hatten, mußte das Unglück längst geschehen sein. Es läutete am Telephon: „Ja. Was machen Sie, Sie Unglücksmenschen?“ „Der Schnellzug kommt, halten Sie ihn auf“, rief ich in Verzweiflung, „oder ziehen Sie den Personenzug herein.“

Ich hielt mir mit ausgespreizten Fingern den Kopf und stieß mit dem Fuß die Tür des Fahrdienstzimmers weit auf. So stand ich und erwartete jeden Augenblick den verderbenbringenden Zusammenstoß. — Fürchterliche Augenblicke. — Ich fühlte, wie es mir falt über den Rücken lief, meine Haare sträubten sich. „Gerrgott im Himmel!“ stöhnte ich, „laß alles geschehen, laß mich zugrunde gehen mit den größten Qualen, aber bewahre mich davor, Menschenleben auf dem Gewissen zu haben.“

Am Telephon ein hastiges Läuten. Die letzte Kraft zusammennehmend, stürzte ich hin und nahm mit zitternden Händen den Hörer ans Ohr: „Der Schnellzug hält vor dem Einfahrtssignal, der Personenzug innerhalb des Signals.“

Wenn inmitten der ärgsten Greuel des Krieges, mitten im Gewühl der Schlachten, plötzlich auf sonniger Heide Schalmeien ertönt, könnten sie nicht lieblicher klingen, als mir diese Worte.

Ich fühlte, wie etwas Warmes mir ins Gesicht lief und griff mit der Hand danach; blutig zog ich sie zurück. Aus Mund und Nase drang es hervor; und da drinnen auf der Brust ein fürchterlicher Druck. Ich schleppte mich aufs Ruhebett, und sank wie tot hin. Die Türe gegenüber öffnete sich; mein Chef stand vor mir. Er war durch die vielen Läutesignale aufmerksam geworden, daß hier etwas Besonderes vorliegen müsse. Ich sehe, wie er mich angstvoll anblickte und dann nach dem Rettungskasten springt. Bis 5 Uhr vormittags war er bei mir, dann war ich wieder soweit, meinen Dienst zu machen, bis Du kamst.

Seitdem ist ein Jahr vergangen. Krank an Körper und Geist liege ich darnieder; auch hier in Davos konnte ich die ersehnte Genesung nicht finden.

Die Unteruchung der Angelegenheit jener Nacht wies eine Lücke auf. Es war festgestellt worden, daß ich frisch den Dienst angetreten hatte, daß ich den ganzen Tag keinen Alkohol genossen hatte, daß mein dienstliches wie außerdienstliches Verhalten tadellos sei. Man stand vor einem Rätsel. Auch Dir erging es so — bis heute.

Du, der Du selbst die Nacht der Liebe empfunden hast, wirst verstehen, daß es so kommen konnte. Ich will nichts beschönigen. Ich habe gefehlt, weil mir die Kraft fehlte mich loszureißen von meinen Gedanken, aber ich büße dafür mit meinem jungen Leben, das ich, wenn Du diese Zeilen erhältst, ausgehaucht habe.

Und nun, lieber Freund, noch ein letztes Geständnis und eine Bitte. An meinem Sterbelager steht schwarz gekleidet ein junges Mädchen — Anna Silow. Sie hat letzte Woche die Mutter verloren und steht nun allein in der Welt. Sie hat mir alles erzählt, wie es mit Euch beiden ging, daß sie Dich abwies, obwohl sie Dich sehr hoch schätzte; sie liebte eben einen andern. Im Unmut und Jorn bist Du von ihr gegangen, aber trotzdem hast Du unsere Gefährtin benachlässigt, als es mich auf das Krankenlager zwang. Und darin erkenne ich Deine hochherzige Gefinnung.

Anna ist hierher geeilt und sterbend erfuhr ich, daß sie mich geliebt hat wie ich sie. Sie hat die letzten Tage meines Daseins mir wieder Blumen zu Sträußen und Kränzen gewunden, oft, lieber Freund, haben wir des gemeinsamen verlebten Sommers gedenken müssen und auch Deiner. Die eine Bitte noch: Sei Du ihr ein Beschützer. In Deine Hände übergebe ich das Feuerste, das ich auf Erden besaß. Das Vertrauen zu Dir erleichtert mir meine letzte Stunde.

Gehen die Funkentelegramme durch die Luft oder durch den Erdboden?

Das bekannteste von der Nauener Funkenstation ist der 200 Meter hohe Turm. Und in der Tat ist bei jeder Funkenstation von außen nur die Antenne, das Sendedrahthsystem, das zu dem Zwecke vorhanden ist, die elektrischen Strahlen in den Raum hinauszusenden, etwas Auffälliges. Denn die Maschine und die Apparate haben oft in einem kleinen Raum Platz. Bei Stationen mit großer Reichweite braucht man sehr hohe Antennen, und die sind teuer. Man sinnt daher darauf, diese Ausgabe zu vermindern, wie überhaupt die Kosten des Telegraphierens ohne Drahtleitung herabzusetzen.

Bei den Verbreitungen kommt der Wunsch zu Hilfe, eine „gerichtete“ Funkentelegraphie zu besitzen. Bisher nahm man immer an, daß die elektrischen Strahlen, die von der Antenne ausgehen, nach allen Richtungen hin ausstrahlen und keine Richtung irgendwie bevorzugen. So ist es denn ganz gleich, wo der Empfangsdraht, der die Strahlen aufnehmen soll, steht. Aber eins gibt in jedem Falle doch zu denken, nämlich der Umstand, daß die Wellen nicht bloß durch die Luft gehen können, um zum Empfangsdraht zu gelangen, sondern auch den Erdboden benutzen müssen. Man wußte nie, welche Rolle der Erdboden überhaupt bei der Sache spielt. Daß er aber eine spielt, ist zweifellos. Denn man denke sich etwa folgendes: Eine zwanzig Meter hohe Antenne sende Strahlen aus, und 100 Kilometer entfernt fange sie eine Station auf, deren Antenne ebenfalls 20 Meter hoch ist. Dann ist klar, daß zwischen beiden ein Berg liegt, der durch die Erdkrümmung bedingt ist. Diese Erdkrümmung ist weit höher als 20 Meter. Die Strahlen müßten also, wenn sie durch die Luft gehen, über diesen Berg hinweg, sie müßten krummlinig gehen. Nun mag man meinen, daß diese Krümmung nicht viel auf sich hat. Dann nehme man den Fall der neuesten funkentelegraphischen Erfolge her, nämlich die Ueberbrückung der Entfernung Nauener—Amerika. Die Entfernung ist etwa ein Viertel des Erdmittelpunktes, also etwa 10 000 Kilometer. Von Station zu Station durch die Erde hindurch wäre der Weg nur etwa 9000 Kilometer. In jedem Falle liegt zwischen beiden Stationen ein Berg von fast 2000 Kilometer Höhe, der durch die Erdkrümmung bedingt ist. Es wäre doch bemerkenswert, wenn die elek-

trischen Wellen über diesen Berg hinwegwanderten, ohne daß dabei die Erdoberfläche berührt würde, an der sie sich fortwährend stoßen, in die sie immerzu eindringen müßten. Denn angeichts der Höhe dieses Berges macht selbst die große Höhe der Antennen von 200 Meter nichts aus, denn sie ist ja nur den zehntausendsten Teil so hoch wie die Erdkrümmung.

Es ist selbstverständlich, daß in diesem wie in allen andern Fällen der Erdboden eine erhebliche Rolle spielt. Und in der Tat ist das der Fall. Denn die Fortpflanzung der Wellen von dem Sendedraht aus muß ganz anders sein als die auf der Erdoberfläche. Wenn sich die Strahlen über den ganzen Raum verbreiten sollen, ihn ganz erfüllen, so sind sie in gewisser Entfernung viel schwächer, als wenn sie auf geradem Wege dorthin gelangen können. Im erstgenannten Falle folgen sie einem sogenannten „quadratischen“ Ausbreitungsgesetz, im zweiten einem „linearen“, d. h., sie nehmen an Stärke ebenso ab, wie die Entfernung. In der Entfernung von 300 Kilometer ist die Stärke der Strahlen nur noch den dritten Teil wie in 100 Kilometer vom Sendedraht. Die wellenartigen Strahlen also, die in den Raum hinausgehen, die sogenannten Raumwellen, sind an einer Empfangsstation viel schwächer, als die am Erdboden entlang kriechenden, die Oberflächenwellen. Man konnte auf Grund dieser Ueberlegungen zeigen, in welcher Weise die Wellen der Erdkrümmung folgen.

Das legt natürlich den Gedanken nahe, gerade die Oberflächenwellen beim Funkentelegraphieren zu benutzen. Niebz hat das versucht und die Sendedrähte nicht in die Höhe gestellt, sondern sie dicht über dem Erdboden ausgepannt, ja sogar in den Erdboden selbst verlegt. Das hat zuerst einmal den Vorteil, daß man die hohen Gerüste, die sehr teuer sind, vermeidet, daß man die weit ausgreifenden Spanndrähte, die ein großes Areal bedecken, überflüssig macht, so daß alles sehr viel billiger wird. Sodann aber erhält man dadurch, daß man eine ganz bestimmte Richtung für die Sendedrähte wählt, auch einen merklichen Richtungseinfluß. Das ist deshalb vorteilhaft, weil die Empfangsstationen nicht durch andere Funkenentelegramme gestört werden. Man kann auf einer Empfangsstation durch Vergleich der Lautstärke von Signalen mit einiger Genauigkeit sogar die Richtung feststellen, aus welcher ein Telegramm kommt. Schließlich ist noch zu erwähnen, daß auch der Bedarf an Energie beim Telegraphieren durch diese neue Richtungslehre wesentlich vermindert wird.

Wie man sich die Vorgänge bei dieser Uebertragung durch die Erde vorzustellen hat, darüber sind die Meinungen noch geteilt. Es bestätigt sich durch Versuche, von einem Bergwerk zu einem andern, daß die Uebertragung von der Beschaffenheit des Erdbodens abhängt. Es ergibt sich weiter, daß in der Erde eine Spiegelung der Strahlen stattfindet, wobei als Spiegel wahrscheinlich der Grundwasserspiegel fungiert. Es zeigt sich leider, daß der Boden die elektrischen Wellen sehr stark dämpft, so daß selbst mit Erdantennen die hauptsächlich Nachrichtenübermittlung durch die Luft hindurch erfolgt. Infolgedessen wird durch das neue Mittel ein Uebelstand nicht behoben, der der Funkenentelegraphie immer noch sehr hinderlich ist, nämlich die elektrischen Störungen in der Atmosphäre.

Allerlei.

Der Feind. An der deutsch-französischen Grenze, bei Neviermont, sind auf Uebungsmärchen deutsche und französische Soldaten zusammengetroffen: französische Jäger und deutsche Infanteristen. Die Deutschen salutierten, sagt die Meldung, und die Franzosen deslikierten, während die Deutschen einen Ehrensalut abgaben. . . .

Werkwürdig, nicht wahr? Die sich morgen schießen werden, weil das (sagen wir) Vaterland es will, begegnen sich hier. Bauernturkschen, Arbeiter, gewöhnliche Leute, die außer ihrer Uniform durchaus nichts absonderliches an sich haben, marschieren sinnlos im Lande auf und ab, in der ausgesprochenen Absicht — und die ist immerhin sinnlos — dem „Feind“, wenn es nötig ist, Wei in den Bauch zu schießen.

Nun treffen sie sich. Auf der Chaussee, wahrscheinlich unter